

Alles nur gemalt

Das Museum Frieder Burda in Baden-Baden zeigt eine Retrospektive mit Werken von Neo Rauch

VON CHRISTINE WAWRA

Baden-Baden – Nichts ist harmlos bei Neo Rauch. Die Bildwelten des Leipziger Malers irritieren das Auge und den Verstand, machen das Rätsel zum Programm. Das Museum Frieder Burda in Baden-Baden zeigt zurzeit eine Retrospektive mit 36 Hauptwerken aus den vergangenen 20 Jahren: Großformatige Gemälde lassen den Betrachter in Malerei schwelgen. Dazu wird die Entwicklung beleuchtet, mit der Rauch zum für ihn typischen Stil figürlicher Malerei gefunden hat.

Nichts ist harmlos, alles bizarr. Rauch erzählt vermeintliche Geschichten – wovon genau, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Akteure agieren in bühnenartig aufgefüllten Bildräumen, die sich oftmals überlappen oder traumwandlerisch durchdringen. Alles ist prachtvoll gemalt und scheint in letzter Konsequenz die Malerei selbst zu feiern. Feuerwehrleute hantieren mit an Blutgefäße erinnernden Schläuchen, die sie aus dem Erdinnern ziehen wie auf dem Bild „Die Fuge“. Aus der Erdspalte kriecht auch ein zentaurenartiges angekettetes Wesen, das die Kette jedoch nur lose festzuhalten scheint – ein für die Rauch'schen Arbeiten charakteristisches Paradoxon. Einen „Nachhut“ betitelten Zentauren hat Rauch auch in Bronze gießen lassen, er steht im Untergeschoss des Richard-Meier-Baus. Hier wird das Monströse dreidimensional, wie es beispielsweise auf dem Bild „Lieferung“ von 2002 bereits gegenwärtig ist: Ein riesiges zottiges Ungeheuer ist als Zugtier vor einen Karren gespannt, dessen Ladung unheilvolle Ausstrahlung entsendet und vielleicht für die fahle, giftige Beleuchtung des landwirtschaftlichen Anlage mitverantwortlich ist. Das Silo scheint seltsam von innen heraus zu glühen, und bei den Sonnenuntergangsfarben am Horizont mag angesichts dieses Szenarios keiner an einen natürlichen Ursprung glauben.

Latente Bedrohung

Eine latente Bedrohung ist in den Bildern allgegenwärtig. Ihr haftet etwas Unpersönliches, ja Totalitäres an. Das Zerstörerische gilt der Umwelt ebenso wie den menschlichen Beziehungen, die es letztlich in den Bildern nicht gibt. Jeder scheint wie in Glas gegossen, ist eher Ausführer einer tranceartigen Handlung als selbstbestimmter Akteur. Vielleicht sind die Figuren über diese Ohnmacht so schwermütig geworden? Das Übel ist lange unsichtbar und nimmt variable Gestalt an: Auf „Waldmann“ beispielsweise ist es ein niedriges Tier, das aus der offenen Erde eines vermeintlich unschuldigen Landschaftsgemäldes kriecht. Der verschlossene Bau mit der Klinikerfassade und den zwei Männern, die vor erlegtem Wild wie in Trauer stehen, stört allerdings die Idylle längst – ebenso wie die Risse im Himmel. Das Paradies im Werk Neo



Neo Rauchs Ölgemälde „Alte Verbindungen“ von 2008 misst zweieinhalb mal drei Meter.

Foto: Museum F. Burda

Rauchs ist längst verriegelt, und die Welt scheint sich in einem fatalistischen Sog zu verzehren. Neo Rauch, der 1960 in Leipzig geboren wurde und nach einem Studium der Malerei an der dortigen Hochschule für Grafik und Buchkunst Professor wurde, erklärt seine Bildwelten als „Traumrekonstruktion“: „Die Bilder wühlen sich in die Träume hinein. Die Träume in die Bilder.“ Den Träumen des Künstlers, die durchaus Wachträume sein dürfen, haftet Prophetisches an. Sind seine Bilder die Cassandra-Rufe einer selbstzerstörerischen Industriegesellschaft? Alles nur gemalt, möchte man entgegenen. In der Tat reflektiert Rauch immer wieder die Malerei selbst – etwa auf dem Bild „Sucher“ von 1997: Ein Künstler in Handwerkerkluft entfernt sich von seiner monochrom eingefärbten Staffelei und den

Farbtöpfen, um mit einer Wünschelrute im Ungewissen zu suchen. Auf anderen Arbeiten, etwa „Wahl“ von 1998 oder „Aufstand“ von 2004, häufen sich Farbeimer, Pinsel, Leinwände. Letztere zeigt einen Schläfer, dessen Traumgestalten im Bild lebendig werden. Die Dinge zerfließen zuweilen wie bei Salvador Dali, und ein sonnenbebrilltes comichaftes Wesen mit Pinocchio-Nase thront auf einem Sessel. Drei Männer, von denen einer die Züge von Karl Marx trägt, werfen in revolutionärem Gestus nicht etwa mit Pflastersteinen oder Molotow-Cocktails, sondern mit Farbe, die wie aus der Tube gedrückt zu einem gigantischen Klumpen geformt wurde. Das hat ja auch etwas Tröstliches: Wenn sich einer all das ausgedacht hat, lässt es sich ja auch anders denken. Analog dazu könnte man schlussfolgern: Wenn die Welt in ihren jetzigen Zu-

stand geraten ist, der sich in den Bildern von Rauch durchaus spiegelt, lässt sie sich da ja vielleicht auch wieder herausholen. Das ist die Utopie, die zumindest traditionell eng mit dem Medium Kunst verknüpft ist.

Kollektives Bildgedächtnis

Für seine Motive schöpft Rauch aus der politischen Geschichte, nicht zuletzt der der DDR, aber auch aus der Kunstgeschichte. Beides wird zu einer Art kollektivem Bildgedächtnis, das dem Künstler als Fundus dient. So mag das Winterbild „Neujahr“ von 2005 an Pieter Brueghel erinnern, der biblische Szenen wie den Bethlehemitischen Kindermord in die verscheitete Landschaft seiner nordeuropäischen Heimat übertrug. Dem Surrealismus eines Max Ernst verdankt das Rauch'sche Werk nicht zuletzt die neben aller Verhaftung

und Erdgebundenheit auch vorhandene Aufhebung der Schwerkraft. So manches gemein haben seine Bilder aber auch mit Hieronymus Bosch, der in seinem Triptychon „Garten der Lüste“ vielleicht wie kein anderer Maler die abendländische Kunstgeschichte um Visualisierungen von Himmel und Hölle bereichert hat. Auch Rauchs Protagonisten scheinen in zumeist mentalen Qualen gefangen, in einer Art Hölle der Ausweglosigkeit. Doch in der mittlerweile säkularen Welt ist die Hölle – in ihren unterschiedlichen Ausprägungen – ins Diesseits gerückt. Dort liegt sie gewissermaßen mitten unter uns, mutmaßlich gleich neben dem Himmel, und lässt uns die Wahl.

■ Bis 18. September. Öffnungszeiten dienstags bis sonntags von 10 bis 18 Uhr. Der Katalog (Hatje Cantz) kostet in der Ausstellung 27,80 Euro.